

Die Pluralisierung der Lebensformen – ein fortlaufender Trend?

Michael Wagner, Isabel Valdés Cifuentes

Zusammenfassung: Der vorliegende Artikel geht der Frage nach, inwiefern sich in Deutschland sowohl auf Haushalts- als auch auf Personenebene von einer Pluralisierung der privaten Lebensformen bis in die jüngste Gegenwart hinein sprechen lässt. Hierfür werden Daten des Mikrozensus und der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) der letzten Jahrzehnte ausgewertet.

Auf Haushaltsebene werden nach dem Familienstand und der Generationenanzahl im Haushalt acht Lebensformen unterschieden. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass die Pluralisierung der Lebensformen hauptsächlich zwischen 1972 und 1996 stattgefunden hat, während in den letzten 20 Jahren die Vielfalt in den alten Bundesländern unverändert geblieben und in Ostdeutschland sogar leicht gesunken ist. Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man Ein- und Zweigenerationenhaushalte gesondert betrachtet. Hierbei zeigt sich, dass Lebensformen mit Kindern auch in jüngster Zeit vielfältiger wurden, was hauptsächlich auf den Rückgang verheirateter Paare mit Kindern zurückzuführen ist.

Auf Personenebene wurde die Klassifizierung der Lebensformen um das Merkmal der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung erweitert, da als ein ausschlaggebender Faktor für den Wandel des familialen Sektors die veränderte Rolle der Frau gesehen wird. Die Befunde weisen auf eine beständige Zunahme der Vielfalt der Lebensformen hin. Ursächlich für diese Pluralisierung des familialen Sektors ist vor allem der Bedeutungsverlust des männlichen Ernährermodells. Dieser Trend ist in Ostdeutschland deutlicher als im Westen.

Eine Kohortenanalyse zeigt darüber hinaus eine Zweigipfligkeit der Vielfalt auf der Altersachse: Die Entropie erreicht bei etwa 30 sowie 60 Jahren Höchstwerte, weil es hier häufig zu einem Wechsel der Lebensform kommt. So wird um das 30. Lebensjahr besonders häufig geheiratet und im sechsten Lebensjahrzehnt konzentriert sich der Übergang in die Phase des „leeren Nests“. Auch die Kohortenanalyse ergibt für die meisten Altersgruppen, dass die Vielfalt der Lebensformen bei den jüngeren Geburtsjahrgängen höher ist als bei den älteren.

Schlagwörter: Pluralisierung · Lebensformen · Haushalt · Familie · Entropie

1 Problem

„Eine große Artenvielfalt an Tieren und Pflanzen ist eine wesentliche Voraussetzung für einen leistungsfähigen Naturhaushalt und bildet eine wichtige Lebensgrundlage des Menschen“ (*Statistisches Bundesamt* 2011: 337). Wenn die Folgen der Artenvielfalt für die Stabilität von Ökosystemen auch umstritten sind, so wird an den prominenten Begriffen des „Artensterbens“ oder des „Artenschutzes“ doch deutlich, dass mit dem Erhalt von „Vielfalt“ positive Konsequenzen verbunden werden. Auch in der Familiensoziologie spielt Vielfalt eine wichtige Rolle. Präziser ausgedrückt, wird in Deutschland seit den 1980er Jahren über eine Vielfalt der Lebensformen diskutiert. Familiensoziologen stellten eine Pluralisierung der Lebensformen fest, also eine Zunahme der Vielfalt im historischen Zeitablauf (zuerst *Lüscher* 1985; vgl. auch *Nave-Herz* 1988). Während aus ökologischer Sicht eine hohe Artenvielfalt in der Regel erwünscht ist, wurde die Pluralisierung der Lebensformen in der Familiensoziologie von manchen skeptisch, von anderen eher positiv beurteilt. Die einen sahen traditionelle Lebensformen, insbesondere die Ehe und Familie, im Verschwinden begriffen, andere betonten einen Zuwachs an Wahlmöglichkeiten, weil sich neue Lebensformen etabliert haben. Dabei wird die Vielfalt der Lebensformen nicht nur durch neue Lebensformen wie nichteheliche Lebensgemeinschaften konstituiert, sondern auch durch Scheidungen, Verwitwungen und Kinderlosigkeit.

Mittlerweile liegt eine Reihe von Studien zur Pluralisierung der Lebensformen in Deutschland vor (*Brüderl* 2004; *Diewald/Wehner* 1996; *Dorbritz* 2010; *Engstler/Tesch-Römer* 2010; *Franzmann/Wagner* 1999; *Höhn/Dorbritz* 1995; *Huinink/Wagner* 1998; *Marbach* 2003; *Strohmeier* 1993; *Wagner* 2008; *Wagner/Franzmann* 2000). Die meisten dieser Studien ermitteln eine lediglich geringe Zunahme der Vielfalt, welche insbesondere auf den Dominanzverlust der „Normalfamilie“ der 1950er und 1960er Jahre zurückzuführen sei, wohingegen Haushalte ohne Kinder – vor allem Einpersonenhaushalte und nichteheliche Lebensgemeinschaften – an Bedeutung gewonnen hätten (*Höhn/Dorbritz* 1995; *Klein* 1999; *Strohmeier* 1993; *Wagner* 2008).

Ziel dieser Untersuchung ist es, Erhebungen der amtlichen Statistik (Mikrozensus) und der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) auf Veränderungen des privaten Zusammenlebens zu untersuchen. Hierbei werden im Gegensatz zu älteren Untersuchungen einige Besonderheiten vorgenommen: Zum einen werden bereits durchgeführte Studien (*Wagner* 2008) um die neuere Trends erweitert, so dass Entwicklungen der letzten 40 Jahre mit dem Mikrozensus sowie der letzten 30 Jahre mit dem ALLBUS beschrieben werden können. Zum zweiten werden Ein- und Zweigenerationenhaushalte getrennt voneinander betrachtet, wodurch die Entwicklung der Vielfalt sowohl des familialen als auch des nicht-familialen Sektors beschrieben werden kann. Eine dritte Besonderheit dieses Beitrags ist, dass für West- und Ostdeutschland untersucht wird, inwiefern die Vielfalt der Lebensformen zwischen den Kohorten und innerhalb der Kohorten zwischen Altersgruppen variiert (vgl. *Brüderl/Klein* 2003; *Diewald/Wehner* 1996; *Wagner et al.* 2001).

2 Theoretische Überlegungen und Forschungsstand

Trotz zahlreicher Studien zur Pluralisierung der Lebensformen ist sie bislang nur unzureichend erklärt. Für diese Situation gibt es mehrere prinzipielle Gründe. Erstens kann eine zunehmende Vielfalt der Lebensformen sowohl *distributiver als auch struktureller Art* sein. In dem einen Fall ist die Bevölkerung nahezu gleichverteilt über die bestehenden Lebensformen, in dem anderen Fall geht es darum, dass sich neue Lebensformen institutionalisieren und sich dadurch die Anzahl existierender Lebensformen erhöht (Franzmann/Wagner 1999; Peet 1974). Die strukturelle Zunahme der Vielfalt ist nur schwer messbar, da sich nicht eindeutig feststellen lässt, welche Lebensformen tatsächlich neu entstanden sind und wann sich diese soziale Neuerung ereignete. Die Mehrzahl der Untersuchungen zur Pluralisierungsthese konzentriert sich daher auf die Messung der distributiven Vielfalt, also auf die Verteilung der Bevölkerung auf verschiedene Lebensformen.

Zweitens ist die *Vielfalt der Lebensformen ein makrostrukturelles oder Aggregatmerkmal*, welches ein Ergebnis sehr unterschiedlicher Prozesse auf der Mikroebene ist. Bezogen auf einen bestimmten Zeitraum müsste für jede Lebensform – quasi simultan – erklärt werden, warum ein bestimmter Anteil der Bevölkerung in ihr lebt oder die Lebensform wechselt. Ein derart komplexes theoretisches Programm sieht sich mehreren Anforderungen gegenüber. So kann für eine Person ein Wechsel einer Lebensform auf zweierlei Weise geschehen: Die Person entscheidet sich selbst für eine andere Lebensform oder eine Person, die an der Lebensform partizipiert, entscheidet sich für diesen Wechsel. Beispielsweise kann sich eine alleinlebende Person für eine nichteheliche Lebensgemeinschaft entscheiden. Es kann aber auch sein, dass eine Person, die in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebt und deren Partner die Beziehung aufkündigt und auszieht, durch diese Trennung die Lebensform wechselt. Denkt man an die Folgen der Verwitwung oder den Auszug des letzten Kindes aus dem Elternhaus, dann wird vollends einsichtig, dass nur ein Teil der Lebensformwechsel von Personen auf deren Wahlentscheidungen zurückgeführt werden kann. Selbst eine allgemeine Theorie der Wahl von Lebensformen könnte nicht alle sozialen Gegebenheiten behandeln, die für das Ausmaß der Vielfalt von Lebensformen in einer Gesellschaft verantwortlich sind.

Drittens kommt hinzu, dass *Veränderungen in der Vielfalt der Lebensformen* zu erklären sind. Damit stellt sich beispielsweise auch die Frage, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen sich neue Lebensformen in einer Gesellschaft verbreiten und die Verbreitung traditioneller Lebensformen zurückgeht. Es geht demnach nicht nur um die „Entstehung“ neuer Lebensformen, sondern auch um die Mechanismen sozialer Diffusion. Noch allgemeiner könnte man sagen, dass die Verteilung der Lebensformen zu einem Zeitpunkt immer Ergebnis eines komplexen Prozesses ist, der nicht nur weitgehend unbekannt ist, sondern dessen Form und Parameter sich selbst verändern können. Es müssen also keineswegs immer dieselben Bedingungen und Faktoren sein, die für die Verbreitung von Lebensformen oder für die Verteilung der Bevölkerung über eine Reihe vorgegebener Lebensformen verantwortlich sind.

Viertens ist zu berücksichtigen, dass die *Vielfalt der Lebensformen kein Tatbestand ist, der nur von Individuen in einer bestimmten Lebensphase konstituiert wird*. Vielmehr wird diese Vielfalt durch Lebensformen und Übergänge zwischen Lebensformen bestimmt, die im gesamten Lebenslauf auftreten können. Damit wird das Gewicht neuer Lebensformen, wie der nichtehelichen Lebensgemeinschaften, die vorrangig im dritten und vierten Lebensjahrzehnt vorkommen und die Dominanz der Ehe in dieser Altersspanne abgelöst oder vermindert haben, für eine Erklärung der Pluralisierung der Lebensformen deutlich relativiert. Denn gleichzeitig könnte die Ehe als Lebensform in höheren Altersgruppen an Bedeutung gewonnen haben.

2.1 Zwei typische theoretische Erklärungsansätze

Im Folgenden wollen wir lediglich *zwei typische Erklärungsweisen* der Vielfalt der Lebensformen skizzieren. Es handelt sich dabei um zwei theoretische Ansätze zur Erklärung der Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Letztere gehören gemeinhin zu den „neuen“ Lebensformen, die mittlerweile einen beträchtlichen Verbreitungsgrad erreicht haben. Der erste Erklärungsansatz nimmt auf die Theorie der sozialen Differenzierung, der zweite auf die Handlungstheorie Bezug. Etwas überspitzt könnte man sagen, dass die Theorie der sozialen Differenzierung eine Makrotheorie ist, die mikrosoziologisch fundiert werden muss, während die Handlungstheorie eine Mikrotheorie ist, die der makrosoziologischen Ergänzung bedarf, will sie die Verbreitung einer Lebensform erklären. So werden Annahmen darüber gemacht, wie sich im Zuge des gesellschaftlichen Wandels Entscheidungssituationen bei der Wahl von Lebensformen verändert haben. Beide Ansätze bieten für die Vielfalt der Lebensformen nur Teilerklärungen.

Die *Theorie gesellschaftlicher Differenzierung* (vgl. *Schimank* 2000) geht davon aus, dass moderne Gesellschaften in Subsysteme untergliedert werden können, die jeweils unterschiedliche Funktionen haben. Obwohl das nicht unbestritten geblieben ist, wird auch die Familie als gesellschaftliches Teilsystem angesehen, das jedoch in zahlreiche Einzelfamilien segregiert ist. Unter „Funktion“ kann man die aggregierten Leistungen verstehen, die von den Familien für andere soziale Systeme erbracht werden (*Kaufmann* 1995: 35; *Nave-Herz* 1999). Zu diesen Leistungen gehören wesentlich die Sozialisation und die Reproduktion. *Nave-Herz* (1999: 44) spricht von der Bildung und Erhaltung von Humanvermögen, worunter die Nachwuchssicherung sowie die psychische und physische Regeneration verstanden werden kann. Die Vielfalt der Lebensformen lässt sich als Ergebnis einer Differenzierung des gesellschaftlichen Teilsystems Familie auffassen.

Zur Erklärung dieser Differenzierungen können zwei verschiedene Ursachenstränge herangezogen werden (*Schimank* 2000). Erstens können im Sinne einer „Differenzierungspolitik“ Akteure eine Differenzierung bewirken. Beispielsweise tragen gesetzliche Änderungen dazu bei, dass andere Lebensformen als die Ehe gefördert werden. Zu nennen wären hier die zunehmende rechtliche Gleichstellung von nichtehelicher Lebensgemeinschaft und Ehe, die Verbesserung der rechtlichen Situation unehelicher Väter sowie die veränderten Sorgerechtsbestimmungen.

Durch diese positiven Anreize haben nichteheliche Lebensformen an Attraktivität gewonnen.

Eine zweite Möglichkeit zur Erklärung von Differenzierung besteht darin, sie als Ergebnis eines evolutionären Prozesses anzusehen (*Meyer 1993*). Differenzierung wird so als Anpassung eines sozialen Systems – hier des Teilsystems Familie – an veränderte Umweltbedingungen aufgefasst, wobei diese Anpassung durch eine größere Komplexität des sozialen Systems ermöglicht wird. Diese größere Komplexität wird von *Meyer (1993)* so beschrieben, dass sich das nun so genannte Teilsystem „Privatheit“ in drei Subsysteme aufteilt: den kindorientierten Privatheitstyp, der sich auf die Sozialisation der Kinder spezialisiert, den partnerschaftsorientierten Privatheitstyp, der sich auf die Paarbeziehung konzentriert, sowie den individualistischen Privatheitstyp, der Singles und Wohngemeinschaften einschließt und damit die auf Autonomie und Unabhängigkeit bedachten Individuen. Mit der Differenzierung des Teilsystems Familie entstehen also auch neue Verhaltenserwartungen, also Normen, und die jeweiligen Subsysteme kennzeichnende Binnenorientierungen.

Zur Umwelt der Familie gehören andere gesellschaftliche Teilsysteme, wie beispielweise das Bildungssystem oder der Arbeitsmarkt, aber auch kulturelle Strömungen oder politische Bewegungen. So haben der Wandel des Bildungssystems und des Arbeitsmarktes insbesondere bei Frauen für Höherqualifikation, längere Ausbildungszeiten und zunehmende Erwerbsbeteiligung gesorgt.¹ Hierdurch sind Heirats- und Geburtenraten gesunken, was bei gleichbleibender Bindungsneigung die Herausbildung nichtehelicher Lebensgemeinschaften und im studentischen Milieu von Wohngemeinschaften befördert hat. Diese Prozesse haben auch die Geschlechtsrollenvorstellungen verändert und die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der bürgerlichen Familie in Frage gestellt (*Amato et al. 2007; Beck 1983; Crouch 2004; Esping-Andersen 2009*).

Auch nach *Kaufmann (1995)* ist die Pluralisierung der Lebensformen durch einen Normenwandel hervorgerufen worden, durch kulturell bedingte spezifische Optionserweiterungen, die durch eine Kritik an der „bürgerlichen Familie“ und Emanzipationsbewegungen der 1960er Jahre initiiert wurden. Zu den dadurch ausgelösten Optionserweiterungen gehören die Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung, von Liebe und Ehe, von Ehe und Elternschaft und von biologischer und sozialer Elternschaft. Diese kulturelle Liberalisierung führt zur Deinstitutionalisierung der Ehe und zur Institutionalisierung neuer Lebensformen (*Kaufmann 1988, 1995; Tyrell 1979, 1988; Amato et al. 2007*).

Der *handlungstheoretische* Zugang zur Erklärung der Verbreitung von nichtehelichen Lebensgemeinschaften kritisiert an der Differenzierungstheorie, dass die Ursachen der Differenzierung offenbleiben (*Hill/Kopp 1999: 15*). Gefordert wird eine Entscheidungstheorie, die makrostrukturelle Veränderungen fundiert. Außerdem wird den Differenzierungstheoretikern vorgehalten, dass es keine „Stoppregel“ für

¹ Daneben sind ökonomische Bedingungen relevant: Wohlstandssteigerungen, Veränderungen der Beschäftigungsverhältnisse und der Konsumstile.

den Differenzierungsprozess gibt (Hill/Kopp 1999: 17). Aus Sicht der Handlungstheorie sind die Übergänge zwischen Lebensformen als Entscheidungssituationen zu modellieren, die unter bestimmten gesellschaftlichen Randbedingungen stattfinden. Die Frage, warum Partnerschaften, bei denen Partner in getrennten Haushalten leben, in nichteheliche Lebensgemeinschaften mit einem gemeinsamen Haushalt übergehen, wird vor allem mit einer Verminderung der Transaktionskosten erklärt, die dann angestrebt wird, wenn die Interaktionsverdichtung zwischen den Partnern eine kritische Schwelle überschritten hat. Mit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts kann eine kostensparende Arbeitsteilung etabliert werden und man gewinnt gemeinsame Zeit (Hill/Kopp 1999: 25). Es sind auch hier Veränderungen im Bildungs- und Erwerbsbereich, besonders bezogen auf die Situation der Frauen, die zu einer vermehrten Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften beitragen. Eine Eheschließung bedeutet für die Frau häufig, dass sie – insbesondere dann, wenn dies mit einer Familiengründung einhergeht – eine Hausfrauenrolle einnehmen muss, die angesichts guter Arbeitsmarktchancen mit hohen Opportunitätskosten verbunden ist.

Aus den oben aufgeführten theoretischen Überlegungen und gesellschaftlichen Trends lassen sich *keine sicheren Vorhersagen über die weitere Verbreitung neuer Lebensformen oder gar Veränderungen bei der Vielfalt der Lebensformen treffen*. Es ist nicht abzusehen, ob gesetzlich noch sehr viel mehr in Richtung einer Gleichstellung von Ehe und nichtehelichen Lebensgemeinschaften (NEL) unternommen wird, Veränderungen der ökonomischen – vor allem steuerlichen – Rahmenbedingungen allerdings könnten dazu führen, dass vermehrt unehelich zusammengelebt wird und damit eine weitere Pluralisierung der Lebensformen stattfinden würde. Dazu würde es auch kommen, wenn immer mehr Männer und Frauen ein Hochschulstudium absolvieren – eine Entwicklung, die durchaus realistisch ist (Statistisches Bundesamt 2011: 59). Bedenkt man aber, dass der Frauenanteil aller Studienanfänger in den letzten zehn Jahren etwa konstant geblieben ist (Statistisches Bundesamt 2011: 63) und die Frauenerwerbsquoten nur leicht gestiegen sind (Statistisches Bundesamt 2011: 110), so wird man zumindest aus diesen Entwicklungen wiederum keine prägnante Zunahme von Lebensformen außerhalb der Ehe – sei es mit oder ohne Kinder – erwarten dürfen.

2.2 Forschungsstand zur Vielfalt der Lebensformen

Beginnen wir mit der Frage nach der strukturellen Vielfalt der Lebensformen, so besteht in der Literatur wohl Einigkeit darüber, dass mit der nichtehelichen Lebensgemeinschaft eine neue Lebensform entstanden ist. Als ein Indikator für die Institutionalisierung einer Lebensform könnte ihre Verankerung im geltenden Recht gelten. Beispielsweise wurde in Westdeutschland mit der Abschaffung des Kuppeleiparagraphs 1974 sowie dem Begriff der eheähnlichen Lebensgemeinschaft, der dann durch den Begriff der Bedarfsgemeinschaft abgelöst wurde, das nichteheliche Zusammenleben rechtlich anerkannt. Schließlich wurden der Lebensformbegriff und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften im Jahr 2005 auch in die amtliche Statistik eingeführt (Heidenreich/Nöthen 2002; Nöthen 2005). Da nicht gleichzeitig

andere Lebensformen vollständig deinstitutionalisiert wurden, hat zumindest die strukturelle Vielfalt der Lebensformen zugenommen.

Mit Blick auf die distributive Vielfalt der Lebensformen ist die empirische Evidenz der Pluralisierungsthese recht dünn, da die Mehrzahl der diesbezüglich durchgeführten Untersuchungen lediglich eine geringe Zunahme dieser Vielfalt ergab. *Dorbritz* (2004) ermittelt aus Daten der amtlichen Statistik (Mikrozensus) sowie der deutschen Population Policy Acceptance Study (PPAS), dass kein Ende der Normalfamilie zu erwarten ist. Er konstatiert vielmehr: „Was man anhand der Entwicklung in den letzten 30 Jahren feststellen kann, ist nicht das massenhafte Entstehen neuer Lebensformen, sondern eine neue Verteilung der Bevölkerung auf seit langem bekannte Lebensformen, in denen verheiratete Paare mit Kindern nicht mehr absolut dominant sind“ (*Dorbritz* 2004: 341). Des Weiteren besteht immer noch ein Unterschied zwischen West- und Ostdeutschland, was sich in einer etwas höheren Vielfalt der Lebensformen in den neuen Bundesländern zeigt (*Dorbritz* 2004; *Huinink/Wagner* 1998; *Marbach* 2003).

Lengerer (2011) stellt auf Grundlage des Mikrozensus zwar einen – für Ostdeutschland stärker und schneller vorstattengehenden – Rückgang der Eheschließungen fest, der durch die Zunahme nichtehelicher Lebensgemeinschaften nicht vollständig kompensiert werden kann und damit in einem Anstieg der Partnerlosigkeit, also einer Abnahme von Partnerschaften mit gemeinsamem Haushalt, mündet (*Lengerer* 2011: 122-135). Allerdings ist die Ehe weiterhin und für alle Altersgruppen mit Ausnahme der 16- bis 30-Jährigen die häufigste Lebensform. Dieser Befund deckt sich mit Ergebnissen von *Höhn* und *Dorbritz* aus dem Jahr 1995, die zwar einen leichten Anstieg des Nichtfamiliensektors sowie einen Rückgang der Ehe ausmachen, deren Ergebnisse aber auf einen Anteil Verheirateter von 75 % im Jahr 1988 hinweisen. Für das Jahr 1988 erscheinen derartige Zahlen vielleicht wenig verwunderlich und doch deuten sie – unter Berücksichtigung neuer Ergebnisse – auf eine Konstanz der dominierenden Lebensform Ehe hin. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt *Strohmeier* (1993), der eine „Polarisierung“ des Familiensektors feststellt (*Strohmeier* 1993: 16), da gleichzeitig nichteheliche Lebensgemeinschaften und Alleinlebende an Bedeutung gewinnen und die Zahl verheirateter Paare abnimmt.

Auch scheinen nicht alle Bevölkerungsgruppen in gleichem Maße auf „neue“ Lebensformen anzusprechen: Die Vielfalt der Lebensformen steigt mit dem Bildungsgrad und sinkt mit dem Alter (*Lengerer* 2011; *Strohmeier* 1993). Allerdings sind neuerdings auch vermehrt Ältere in den sogenannten neuen Lebensformen wie nichtehelichen Lebensgemeinschaften anzutreffen (*Diewald/Wehner* 1996; *Dorbritz* 2004: 346; *Dorbritz* 2010; *Engstler/Tesch-Römer* 2010; *Meyer/Schulze* 1983; *Peuckert* 2008; *Zapf et al.* 1987). Zudem ist die Vielfalt der Lebensformen in Großstädten stärker ausgeprägt, da in Kleinstädten und Dörfern traditionelle Lebensformen noch stärker von der Gesellschaft gefordert werden (*Diewald/Wehner* 1996: 135; *Klein* 2005: 187). Auch das Ausmaß der Religiosität beeinflusst die Wahl der Lebensform, da religiöse Menschen eher traditionelle Normen und Werte vertreten und damit auch die Ehe stärker präferieren (*Dorbritz* 2004; *Holzem/Weber* 2008; *Huinink/Konietzka* 2003).

Brüderl und *Klein* untersuchten mit den Daten der dritten Welle des Familiensurveys speziell partnerschaftliche Lebensformen im Lebensverlauf von 18- bis 55-Jährigen (*Brüderl/Klein* 2003; *Brüderl* 2004). Die Autoren konstatieren eine leichte Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensverläufe, die mit der Wohnortgröße, aber nicht mit der Bildung weiter steigt. Besonders der Anteil des Alleinlebens an der Gesamtlebenszeit hat zugenommen, aber auch die Anzahl der Lebensformwechsel im Laufe eines Lebens.

Huinink und *Wagner* (1998) analysierten – später repliziert von *Wagner* und *Franzmann* (2000) sowie von *Wagner* (2008) – sowohl die Veränderung der Anteilswerte als auch die Entwicklung verschiedener Heterogenitätsmaße. Die Daten des Mikrozensus der Jahre 1972, 1996 und 2000 weisen auf eine leichte Pluralisierung der Lebensformen hin, die vor allem zu Gunsten von Einpersonenhaushalten und zu Lasten von Ehepaaren mit Kindern geht. Die ermittelten Heterogenitätsmaße zeigten eine deutliche Steigerung in Westdeutschland in den 1980er Jahren und ein seither konstant bleibendes Niveau der Vielfalt in den neuen sowie den alten Bundesländern. Eine aktuellere Studie von *Engstler* und *Tesch-Römer* (2010) bestätigt diese Ergebnisse auch für die älteren Bevölkerungsgruppen.

Die meisten Forschungsergebnisse deuten demnach auf eine leichte und keineswegs dramatische Pluralisierung hin. Inwiefern sich hierbei ein Trend abzeichnet, ob die Veränderungen für alle Altersgruppen und für West- und Ostdeutschland gelten, wird in diesem Beitrag untersucht. Zunächst aber werden Methoden, Variablenauswahl und Vorgehensweise der empirischen Analysen sowie einige statistische Maße der Heterogenität vorgestellt, mit deren Hilfe die Vielfalt der Lebensformen präzise angegeben werden kann.

3 Daten und Methode

3.1 Maße der Heterogenität

Es gibt eine Vielzahl an statistischen Maßen der Heterogenität oder der qualitativen Varianz (*Peet* 1974). Für diese Untersuchung wurde das Maß der Entropie gewählt, welche die Unsicherheit angibt, mit der eine Person in einer bestimmten Kategorie anzutreffen ist (*Franzmann/Wagner* 1999: 78-80; *Wagner/Franzmann* 2000: 156-158). Dieses Maß bietet sich für die vorliegende Untersuchung besonders an, da bei der Berechnung durch die Logarithmierung der Anteilswerte schwach besetzte Lebensformen sowie deren Veränderungen höher gewichtet werden, was dem Aspekt einer Vielfalt der Lebensformen besonders gerecht wird.² Ist der Wert Null, so befinden sich alle Personen in einer Kategorie, die Unsicherheit, eine Person in ei-

² Ein anderes Maß qualitativer Varianz ist der „index of diversity“, der den Kehrwert des Herfindahl-Indexes bildet (*Liebertson* 1969). Hier wird die Wahrscheinlichkeit gemessen, mit der zwei Befragte zwei verschiedenen Kategorien angehören, wobei durch die Quadrierung der Anteilswerte stark besetzte Gruppen besonders betont werden. An Stellen, an denen Diversifikation und Entropie deutlich voneinander abweichen, wird im Text darauf verwiesen.

ner anderen Lebensform anzutreffen, ist demnach minimal. Maximal wird der Wert dagegen bei einer annähernden Gleichverteilung der Individuen über die einzelnen Kategorien; man spricht in diesem Fall von der größtmöglichen Unsicherheit. Die Formel der unstandardisierten Entropie H beträgt nach *Coulter* (1989):

$$H = \sum_{i=1}^K p_i \log_2 \frac{1}{p_i},$$

wobei H für den Entropiewert, p für den Anteilswert und K für die Anzahl der Kategorien steht.

Zur besseren Vergleichbarkeit mit Werten einer unterschiedlichen Kategorienanzahl bietet sich eine Standardisierung an. Dafür dividiert man den Entropiewert durch den maximal möglichen Wert³ und erhält eine Angabe zwischen Null und Eins, wobei Null wie gehabt die minimal mögliche Heterogenität darstellt.

Ein Problem solcher Heterogenitätsmaße besteht darin, dass sie zwar eine Verteilung von Anteilen charakterisieren, es aber nicht darauf ankommt, welche Lebensform mit welchem Anteil in der Verteilung vertreten ist. Wird etwa eine bislang dominante Kategorie von einer anderen weitgehend abgelöst, so schlägt sich dies nicht in einer Veränderung der Maße nieder. Daher ist es notwendig, zusätzlich zu den Messwerten auch die Veränderungen der Anteilswerte an sich zu betrachten.

3.2 Methodik der statistischen Erhebung

Die Analyse der privaten *Haushaltsformen* in Ost- und Westdeutschland wurde mit dem Mikrozensus 2007 durchgeführt. Der Mikrozensus ist die „einzige laufende amtliche Statistik über Haushalte, Familien und Lebensformen der Bevölkerung in Deutschland“ (*Lengerer et al.* 2007: 187). Während der Haushalt die Wirtschaftsgemeinschaft von Personen darstellt, werden Familien nach dem traditionellen Familienkonzept durch Elternschaft oder Ehe definiert. Als Lebensformen gelten seit 2005 soziale Einheiten *innerhalb* eines Haushalts, welche die Beziehungskonstellationen der Personen berücksichtigen. Hierunter fallen auch nichteheliche oder gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, die vom traditionellen Familienkonzept nicht erfasst wurden (*Lengerer et al.* 2007: 188-190).

Grundgesamtheit des Mikrozensus bilden alle in Deutschland wohnberechtigten Personen, wobei für diese Untersuchung nur Personen deutscher Staatsangehörigkeit in Privatunterkünften berücksichtigt wurden. Um die Untersuchung auf Haushaltsebene durchzuführen, wurden die Variablen nach der Bezugsperson des Haushalts⁴ gefiltert, wodurch sich insgesamt 215.503 Haushalte ergaben. Das ver-

³ Der Maximalwert der unstandardisierten Entropie beträgt $\log_2 K$. Der Wert steigt mit der Kategorienanzahl.

⁴ Entsprechende Variablen des SUF 2007: EF31 (Privathaushalte) sowie EF37 (Bezugsperson des Haushalts).

wendete Scientific Use File (SUF) stellt eine „faktisch-anonymisierte 70 %-Substichprobe der Haushalte“ der Original-Mikrozensus-Daten 2007 dar (*Statistisches Bundesamt* 2010: 5). Alle Angaben wurden mit dem Standardhochrechnungsfaktor EF952 gewichtet. Die Klassifizierung erfolgte nach den Kriterien Familienstand, Elternschaft und Generationenanzahl im Haushalt, wodurch sich acht Kategorien ergaben. Die Auswertung⁵ wurde für West- und Ostdeutschland getrennt durchgeführt, wobei die Ergebnisse aus dem Jahr 2007 mit den Jahren 1972 (nur Westdeutschland), 1996 und 2000 verglichen werden, die aus *Wagner* (2008: 109) entnommen sind. Aufgrund der Vergleichbarkeit mit den älteren Jahren kann in dieser Studie nicht nach dem seit 2005 im Mikrozensus eingeführten Lebensformkonzept klassifiziert werden, sondern es wird wie bislang nach dem Prinzip der Haushaltsbezugsperson vorgegangen. Aus diesem Grund werden die Begriffe Lebensform und Haushaltstyp im Folgenden synonym verwendet.

Die Untersuchung der Entwicklung der Lebensformen auf *Personenebene* erfolgte mit dem kumulierten ALLBUS 1980-2008 ergänzt um die Erhebung aus dem Jahr 2010. Der ALLBUS ist eine „langfristig angelegte, multithematische Umfrageserie zu Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialstruktur der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland“ (*GESIS* 2010), die seit 1980 alle zwei Jahre durchgeführt wird und einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung ergibt. Aufgrund des langen Zeitraums, der vom ALLBUS abgedeckt wird, sowie wegen der Möglichkeit einer sehr feinen Lebensformklassifikation, eignet sich dieser Datensatz für die vorliegende Untersuchung in besonderem Maße.

Die Grundgesamtheit des ALLBUS bestand bis einschließlich 1990 aus allen wahlberechtigten Bewohnern Westdeutschlands, seit 1991 sind auch Ostdeutsche sowie Personen ausländischer Staatsangehörigkeit im ALLBUS vertreten. In dieser Untersuchung wurden die Erhebungszeitpunkte 1980/82 (nur Westdeutschland), 1991/92, 1998/2000, 2004/06 und 2008/2010 betrachtet, wobei jeweils mit dem Personentransformationsgewicht gewichtet wurde.⁶

Für die Untersuchung wurden 26 Lebensformen gebildet, indem zusätzlich zu den gängigen Kriterien Familienstand und Elternschaft nach Geschlecht sowie der geschlechtsspezifischen Rollenaufteilung der Erwerbstätigkeit differenziert wurde. Die Unterscheidung nach Geschlecht und Erwerbstätigkeit erfolgte aufgrund der Annahme, dass der Wandel der Rolle der Frau einen immens wichtigen Anteil an den Veränderungen der Lebensformverteilung hat. Die Lebensformdefinition orientierte sich hierbei wiederum an der Grenze des Haushalts. Eine Elternschaft lag demnach dann vor, wenn Eltern mit ihren eigenen oder mit adoptierten ledigen

⁵ Verwendete Variablen des SUF 2007: EF33 (Partner im Haushalt), EF663 (Anzahl Personen im Haushalt), EF669 (lediges Kind im Haushalt), EF721 (Verwandtschaftszusammenhang), EF722 (Generationenanzahl).

⁶ Die wichtigsten Variablen des kumulierten ALLBUS (1980-2008): v722 (Familienstand), v568 (Berufstätigkeit), v808 (Berufstätigkeit des Ehepartners), v917 (Berufstätigkeit des Lebenspartners), v1083 (Beziehung zur zweiten Person, etc.), v1155 (Haushaltsfeinklassifikation), für die Jahre 1998/2000, 2004/06 und 2008/10: v1325 (Personentransformationsgewicht Ost West), für die Jahre 1991/92 und 1980/82: v1323 (Personentransformationsgewicht).

Kindern in einem Haushalt leben; Personen, deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben, wurden demnach als kinderlos eingestuft. Als erwerbstätig galten alle hauptberuflich Beschäftigten in Voll- oder Teilzeit. Der jeweilige Heterogenitätsindex wurde nach der oben aufgeführten Formel berechnet.⁷

Diese Klassifizierung weist eine Schwäche auf: So ist es möglich, dass Personen, die sich in derselben Lebensform befinden, unterschiedlichen Kategorien zugeordnet werden, je nachdem, welche der im Haushalt lebenden Person befragt wird. Eine Person sei beispielsweise eine verheiratete, nichterwerbstätige und mit ihrem ebenfalls nichterwerbstätigen Ehepartner zusammenlebende Mutter eines volljährigen Kindes im selben Haushalt, so wird sie der Lebensform „Ehe, Kinder, beide nicht erwerbstätig“ zugewiesen. Wird jedoch ihr volljähriges Kind befragt, so wird es der Lebensform „Volljähriges Kind, bei Eltern, ohne Kind“ zugeordnet, obwohl beide Personen in demselben Haushalt leben.

Die Ergebnisse auf Grundlage des ALLBUS decken sich weitgehend mit entsprechenden Ergebnissen des Mikrozensus. Erwartungsgemäß sind schwer erfassbare Lebensformen wie Einpersonenhaushalte in sozialwissenschaftlichen Umfragen im Vergleich zur amtlichen Statistik etwas unterrepräsentiert, während die leicht zugänglichen Lebensformen, wie die Ehe, leicht überrepräsentiert sind. Doch abgesehen von diesen feinen Abweichungen stimmen die Ergebnisse, insbesondere auch hinsichtlich der Heterogenitätsmaße, überein und verleihen den Ergebnissen des ALLBUS damit einen repräsentativen Charakter (Tab. A1 im Anhang).

4 Die Pluralisierung der Lebensformen: Empirische Ergebnisse

4.1 Die Untersuchung auf Haushaltsebene

Für die Untersuchung wurden die Haushalte des Mikrozensus – wie erläutert – nach der Generationenanzahl unterteilt. Hierbei zeigt ein Blick auf die Heterogenitätsindizes ein unterschiedliches Bild für Ost- und Westdeutschland (Tab. 1). Während in den alten Bundesländern die Entropie zwischen 1972 und 1996 angestiegen ist, verharrt sie seither weitgehend auf einem Niveau.⁸ In Ostdeutschland hingegen weisen die dort höheren Entropiemaße eine gerade auch in jüngster Zeit sinkende Tendenz auf, wodurch sich die Höhe der Vielfalt in den alten und neuen Bundesländern angleicht.

Hinsichtlich der Verteilung der Haushalte über die einzelnen Lebensformen ist zunächst auffällig, dass sich seit Jahren sowohl in West- als auch in Ostdeutschland, besonders stark allerdings im Osten, eine deutliche Verschiebung zu Gunsten der

⁷ Diese Untersuchung ist eine Replikation älterer Studien von *Wagner* (2008), wobei die Daten aufgrund leichter Abweichungen von den bisherigen Ergebnissen hier auch für die älteren Jahrgänge (Jahre 1980/82, 1991/92, 1998/2000, 2004/06) neu berechnet wurden.

⁸ Der „diversity“-Index dagegen stagniert aufgrund der Wechsel zwischen den dominanten Gruppen.

Tab. 1: Haushaltstypen 1972, 1996, 2000, 2007 nach dem Mikrozensus (Haushalte in %, Pluralitätsmaß)

Haushaltstypen	Westdeutschland				Ostdeutschland		
	1972	1996	2000	2007	1996	2000	2007
A: Eingenerationenhaushalte	50,1	64,9	66,0	68,9	60,1	64,4	71,5
– Ehepaare ohne Kinder (1)	23,1	24,5	25,0	25,2	25,6	25,8	25,6
– NEL ¹ ohne Kinder (2)	0,5	3,7	4,0	4,7	3,3	3,8	4,1
– Einpersonenhaushalte (3)	26,4	36,7	37,0	39,0	31,1	34,8	41,8
B: Zweigenerationenhaushalte	46,5	34,1	33,2	30,6	39,0	34,7	28,1
– Ehepaare mit Kindern (4)	39,3	27,1	25,9	22,2	28,6	24,2	16,5
– NEL mit Kindern (5)	0,1	0,9	0,8	1,6	3,3	2,2	3,5
– Alleinerziehende (6)	5,5	5,1	5,6	6,1	6,1	7,3	7,4
– Haushalte mit nicht mehr ledigen Kindern (7)	1,6	1,0	0,9	0,7	1,0	1,0	0,7
C: Drei- und Mehrgenerationenhaushalte (8)	3,4	1,0	0,8	0,6	0,9	0,8	0,5
Gesamt (A + B + C)	100	100	100	100	100	100	100
Maß der Pluralität							
– Entropie, unstandardisiert (Max = 3,00)	2,06	2,13	2,13	2,15	2,24	2,23	2,18
– Entropie, standardisiert	0,69	0,71	0,71	0,72	0,75	0,74	0,73

Die Haushaltstypen (1) bis (8) wurden zur Berechnung der Pluralitätsmaße herangezogen.

¹ NEL = nichteheliche Lebensgemeinschaft

Quelle: *Engstler* (1998: 49), *Engstler/Menning* (2003: 216), *Wagner* (2008: 109) und eigene Berechnungen

Eingenerationenhaushalte ereignet. War die Verteilung der Haushalte über Ein- und Zweigenerationenzusammensetzungen 1972 noch annähernd ausgeglichen, so bestehen mittlerweile etwa 70 % aller Haushalte aus einer einzigen Generation, in nunmehr lediglich 30 % der Haushalte leben Kinder. Die größte Gruppe der Haushalte ohne Kinder sind Einpersonenhaushalte, die mittlerweile etwa 40 % aller Haushalte stellen. Im Westen hat dieser Wandel überwiegend bereits zwischen 1972 und 1996 stattgefunden, während in Ostdeutschland auch nach 2000 eine Zunahme zu beobachten ist. Der Bevölkerungsanteil an Ehepaaren ohne Kinder ist weitgehend konstant geblieben, für den Anstieg der Eingenerationenhaushalte sind also fast allein Einpersonenhaushalte sowie – auf niedrigerem Niveau – nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL) ohne Kinder verantwortlich. Haushalte mit Kindern haben, wie erwähnt, insgesamt an Bedeutung verloren, darunter besonders die Ehe mit Kindern, während der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern sowie Alleinerziehender sogar etwas zugenommen hat. Vor allem in Ostdeutschland macht diese Familienform nur noch knapp 17 % der Haushalte aus, der Anteil unverheirateter Eltern ist gerade dort relativ hoch (4 %).

Aufgrund der Tatsache, dass unterschiedliche Veränderungen bei den Ein- und Zweigenerationenhaushalten stattgefunden haben, die in der Summe möglicherweise der Grund waren, dass die Entropiewerte so konstant geblieben sind, lohnt

Tab. 2: Ein-/Zweigerationenhaushalte 1972, 1996, 2000, 2007 (Haushalte in %, Pluralitätsmaß)

Haushaltstypen	Westdeutschland				Ostdeutschland		
	1972	1996	2000	2007	1996	2000	2007
<i>Eingenerationenhaushalte</i>	100	100	100	100	100	100	100
– Ehepaare ohne Kinder (1)	46,1	37,8	37,9	36,6	42,6	40,1	35,8
– NEL ¹ ohne Kinder (2)	1,0	5,7	6,1	6,8	5,5	5,9	5,7
– Einpersonenhaushalte (3)	52,7	56,5	56,1	56,6	51,7	54,0	58,5
Maß der Pluralität							
– Entropie, unstandardisiert (Max = 1,58)	1,07	1,23	1,24	1,26	1,25	1,25	1,22
– Entropie, standardisiert	0,64	0,78	0,79	0,79	0,79	0,79	0,77
<i>Zweigerationenhaushalte</i>	100	100	100	100	100	100	100
– Ehepaare mit Kindern (4)	84,5	79,5	78,0	72,5	73,3	69,7	58,7
– NEL mit Kindern (5)	0,2	2,6	2,4	5,2	8,5	6,3	12,5
– Alleinerziehende (6)	11,8	15,0	16,9	19,9	15,6	21,0	26,3
– HH mit nicht mehr ledigen Kindern (7)	3,4	2,9	2,7	2,3	2,6	2,9	2,5
Maß der Pluralität							
– Entropie, unstandardisiert (Max = 2,00)	0,75	0,96	0,98	1,14	1,19	1,24	1,45
– Entropie, standardisiert	0,38	0,48	0,49	0,57	0,59	0,62	0,73

¹ NEL= nichteheliche Lebensgemeinschaft

Quelle: siehe Tab. 1, eigene Berechnungen

sich ein genauerer Blick auf die beiden Sektoren separat (Tab. 2): Die Vielfalt der westdeutschen Eingenerationenhaushalte hat zwischen 1972 und 1996 zugenommen und ist seither in etwa gleich geblieben. In Ostdeutschland hat sich diesbezüglich nur wenig verändert, bis auf eine leicht abnehmende Tendenz zwischen 2000 und 2007. In Westdeutschland hat sich im Zuge des Rückgangs kinderloser Ehen die Verteilung der Lebensformen bereits zwischen 1972 und 1996 verschoben, während in Ostdeutschland auch aktuell der Anteil von Ehen ohne Kinder gesunken und der Anteil an Einpersonenhaushalten gestiegen ist.

Innerhalb des familialen Sektors allerdings hat die Vielfalt auch in jüngster Zeit stark zugenommen. Besonders offensichtlich wird diese Pluralisierung in den neuen Bundesländern, wo die Entropie von 2000 bis 2007 um 0,2 Punkte angestiegen ist. Dies liegt in einem immensen Bedeutungsverlust der Gattenfamilie, einer leichten Zunahme nichtehelicher Eltern sowie einem Bedeutungsgewinn von Alleinerziehenden begründet. Vergleicht man aber die standardisierte Entropie in ihrer absoluten Höhe, so zeigt sich, dass die Vielfalt innerhalb der Haushalte mit Kindern geringer ist als unter Haushalten ohne Kinder. Zweigerationenhaushalte sammeln sich in überwiegendem Ausmaß in der Ehe, während bei den Haushalten ohne Kinder zwei stark vertretene Lebensformen – Einpersonenhaushalte und Ehen – zu beobachten sind.

4.2 Die Untersuchung auf Personenebene

Für die Untersuchung auf Personenebene wurden gemäß der erläuterten Vorgehensweise Daten des ALLBUS verwendet, wobei die Erhebungszeitpunkte 1980/82 (nur Westdeutschland), 1991/92, 1998/2000, 2004/06 und 2008/10 untersucht wurden. Die Veränderungen der Anteile über die Lebensformkategorien sowie die Heterogenitätsindizes sind in Tabelle 3 dargestellt. Die Entropie ist in Ostdeutschland etwas höher als in Westdeutschland und nimmt im historischen Zeitablauf in beiden Landesteilen zu.⁹

Wird nun die Verteilung der Personen über die Lebensformen genauer untersucht, so zeigt sich zunächst, dass sich die Verbreitung der „klassischen Normalfamilie“ – Ehe, Kinder, Mann allein erwerbstätig – enorm verringert hat. In Westdeutschland sank der Anteil der Befragten in dieser Lebensform von 27 % in den Jahren 1980/82 auf 12 % in den Jahren 2008/10, in Ostdeutschland von ohnehin seit jeher geringen 12 % in den Jahren 1991/92 auf nunmehr lediglich 4 %. In Westdeutschland ist sie damit nur noch die drittgrößte Kategorie der Lebensformen, in Ostdeutschland rangiert sie nur auf Platz acht. Das Ehemodell mit dem Mann als Alleinverdiener ist damit mittlerweile auch in den alten Bundesländern überholt.

Doch trotz eines kontinuierlichen Bedeutungsrückgangs der Ehe lebt weiterhin mehr als die Hälfte aller (volljährigen) Deutschen in einer ehelichen Lebensform (58 % im Westen, 54 % im Osten). Die Mehrheit davon sind nichterwerbstätige Paare, die vor allem als Rentnerpaare eingestuft werden können. Währenddessen hat sich eine neue Art des partnerschaftlichen Zusammenlebens verbreitet und zwar die Form der nichtehelichen Lebensgemeinschaft, die in Westdeutschland im Jahr 1980/82 noch mit einem Anteil von 1 % vertreten war und bis zum Jahr 2008/10 auf 7 % zugenommen hat. In Ostdeutschland leben sogar 11 % der Personen in dieser Lebensform. Die deutlichste Zunahme allerdings ergab sich unter den Einpersonenhaushalten, die seit den 1990ern in Ost und West einen enormen Aufwind erhielten. In den Jahren 2008/10 lebten gut 20 % der Bevölkerung allein, viele davon sind seit jeher ältere, vermutlich überwiegend verwitwete Frauen.

Zudem haben zwei weitere Veränderungen innerhalb der Klassifikationsmerkmale Elternschaft und Arbeitsteilung stattgefunden: 1980/82 lebte in Westdeutschland noch knapp jeder Zweite mit einem Kind zusammen, während dies aktuell nur noch für etwa jeden Dritten und in Ostdeutschland gegenwärtig sogar fast nur noch für jeden Vierten der Fall ist (27 %). In beiden Landesteilen befinden sich auch immer weniger Personen in Lebensformen mit einer klassischen Rollenaufteilung. Hierunter verstehen wir Partnerschaften mit oder ohne Kinder, in denen nur der Mann erwerbstätig ist (in Tab. 3 die Lebensformen Nr. 1, 5, 9, 13). In Ostdeutschland waren dies im Jahr 2008/10 nur noch 9 % der Befragten, in Westdeutschland 17 %. Im Jahr

⁹ Das Diversifikationsmaß hat sich über die Jahre kaum verändert, seit 1998/2000 ist eine Stagnation zu beobachten. Dies liegt vermutlich darin begründet, dass bei einer derart feinen Klassifikation, wie der hier verwendeten, nur wenige Gruppen stark besetzt sind und gerade Veränderungen in diesen – wie erläutert – bei der Berechnung des Diversifikationsmaßes in besonderem Ausmaß gewichtet werden.

Tab. 3: Lebensformen, 1980-2010 (ohne Ausländer), Angaben in %, Pluralitätsmaße

Lebensform	Westdeutschland				Ostdeutschland			
	1980/82	1991/92	2004/06	2008/10	1998/00	2004/06	2008/10	2008/10
1 Ehe, keine Kinder, Mann allein erwerbstätig	7,3	5,8	4,0	4,3	4,4	2,9	3,6	3,6
2 Ehe, keine Kinder, Frau allein erwerbstätig	1,3	1,1	3,1	2,5	2,5	3,3	3,5	3,5
3 Ehe, keine Kinder, beide erwerbstätig	7,0	7,7	6,0	6,5	7,1	8,0	9,2	9,2
4 Ehe, keine Kinder, beide nicht erwerbstätig	10,6	11,2	17,6	16,7	16,5	18,5	19,0	19,0
5 Ehe, Kind(er), Mann allein erwerbstätig	27,1	22,2	15,3	11,6	6,5	4,6	3,7	3,7
6 Ehe, Kind(er), Frau allein erwerbstätig	0,9	0,8	1,1	1,1	2,6	1,6	1,2	1,2
7 Ehe, Kind(er), beide erwerbstätig	12,3	14,6	13,1	12,8	20,1	14,3	11,8	11,8
8 Ehe, Kind(er), beide nicht erwerbstätig	3,6	3,1	2,4	2,2	2,0	3,3	1,8	1,8
9 NEL ¹ , keine Kinder, Mann allein erwerbstätig	0,1	0,4	0,6	0,5	0,6	1,0	0,8	0,8
10 NEL, keine Kinder, Frau allein erwerbstätig	0,1	0,4	0,3	0,4	0,5	0,7	0,8	0,8
11 NEL, keine Kinder, beide erwerbstätig	0,4	2,6	3,4	3,3	1,9	2,1	2,9	2,9
12 NEL, keine Kinder, beide nicht erwerbstätig	0,1	0,3	0,7	1,0	0,9	1,2	1,9	1,9
13 NEL, Kind(er), Mann allein erwerbstätig	0,1	0,5	0,3	0,6	0,8	1,1	1,0	1,0
14 NEL, Kind(er), Frau allein erwerbstätig	0,0	0,1	0,0	0,1	0,4	0,4	0,2	0,2
15 NEL, Kind(er), beide erwerbstätig	0,3	0,7	1,0	1,2	1,5	2,4	2,8	2,8
16 NEL, Kind(er), beide nicht erwerbstätig	0,0	0,0	0,1	0,1	0,7	0,5	0,5	0,5
17 WG	3,1	1,4	1,2	1,1	1,0	0,7	1,3	1,3
18 Alleinerziehend, Mann, erwerbstätig	0,3	0,4	0,3	0,5	0,4	0,3	0,3	0,3
19 Alleinerziehend, Mann, nicht erwerbstätig	0,3	0,3	0,1	0,4	0,3	0,2	0,5	0,5
20 Alleinerziehend, Frau, erwerbstätig	1,4	1,4	1,7	2,1	1,6	2,3	1,9	1,9
21 Alleinerziehend, Frau, nicht erwerbstätig	1,9	2,0	1,3	1,4	2,4	2,1	1,7	1,7
22 Einpersonenhaushalt, Mann, erwerbstätig	2,1	2,8	3,9	5,1	3,6	4,4	4,2	4,2
23 Einpersonenhaushalt, Mann, nicht erwerbstätig	1,8	2,3	3,4	3,8	3,7	4,1	5,6	5,6
24 Einpersonenhaushalt, Frau, erwerbstätig	2,1	1,9	2,9	3,5	1,8	1,5	2,7	2,7
25 Einpersonenhaushalt, Frau, nicht erwerbstätig	6,3	4,9	7,6	8,8	8,7	9,4	9,6	9,6
26 Volljähriges Kind, bei Eltern, ohne Kind(er)	9,5	11,1	7,9	8,4	7,5	9,1	7,4	7,4
Fallzahl	5820	3679	4652	4664	1293	1148	1124	1124
Entropie, unstandardisiert (Max = 4,70)	3,50	3,66	3,87	3,90	3,87	3,94	3,99	3,99
Entropie, standardisiert	0,74	0,78	0,82	0,83	0,82	0,84	0,85	0,85

¹ NEL = nichteheliche Lebensgemeinschaft

Quelle: kumulierter ALLBUS 1980-2008, ALLBUS 2010, eigene Berechnungen. Werte sind gewichtet

1991/92 waren es noch 18 % (Ost) bzw. 29 % (West). Die Doppelerwerbstätigkeit hat im Westen allerdings ähnlich wie die alleinige Erwerbstätigkeit der Frau nur schwach zugenommen und ist in den neuen Bundesländern sogar teilweise gesunken.

Der Zusammenhang von Elternschaft und Ehe wird in Westdeutschland schwächer, besteht aber weiterhin, da Personen, die mit Kindern zusammenleben, fast immer auch verheiratet sind. In den Jahren 1980/82 lebten 48 % der Befragten mit Kindern zusammen (in Tab. 3 die Lebensformen 5-8, 13-16, 18-21), 91 % von ihnen waren verheiratet. In den Jahren 2008/10 lebten 34 % der Befragten mit Kindern zusammen, davon 81 % in einer Ehe. In Ostdeutschland lebten 2008/10 nur 27 % der Befragten mit Kindern zusammen und nur 68 % dieser Personen sind auch verheiratet. Der Anteil der überwiegend weiblichen Alleinerziehenden verharrt in Ost und West seit dem ersten Erhebungszeitraum bis heute auf einem Niveau von etwa 4 %.

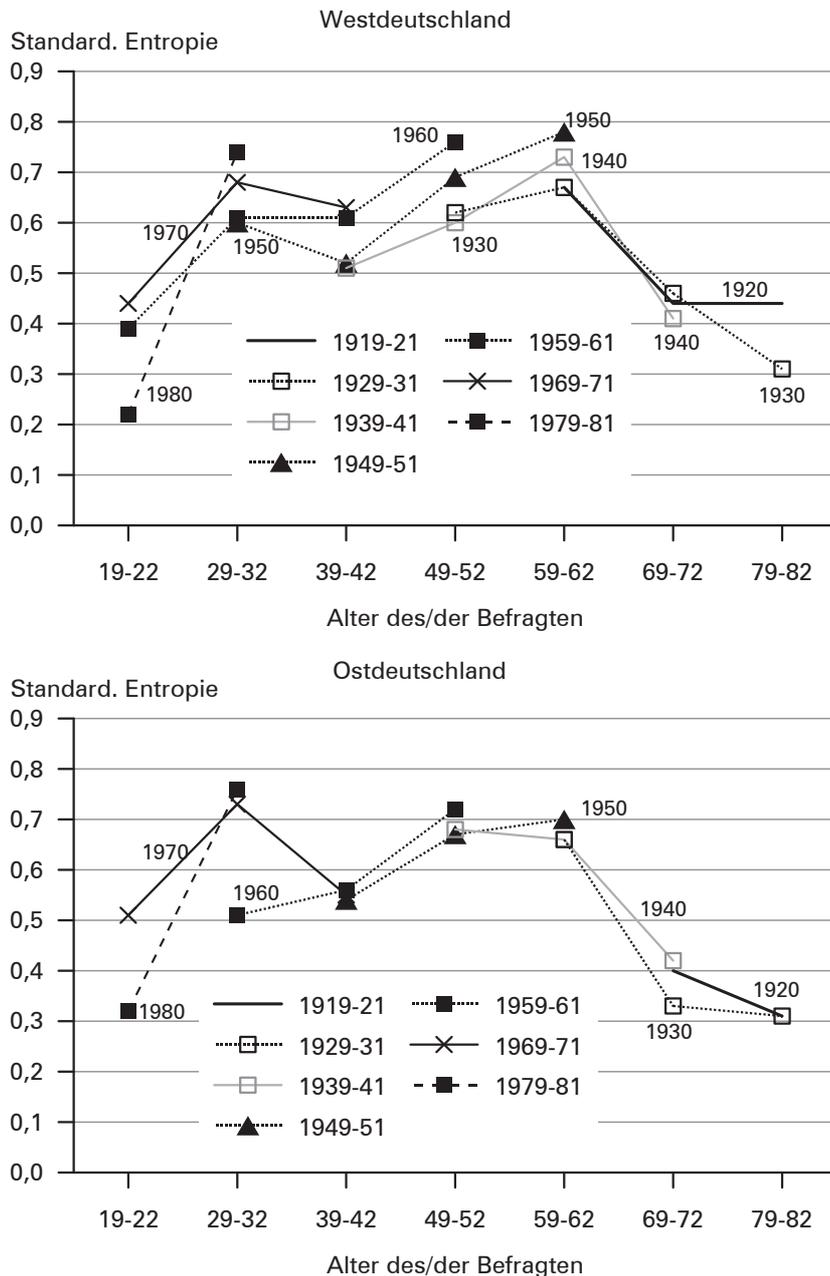
Bemerkenswert ist auch, dass nicht jede Lebensform von derselben Altersgruppe besetzt wird. So ist etwa das Medianalter der Lebensformen der Ehe – vor allem der Ehe ohne Kinder – deutlich über dem in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Insbesondere NEL ohne Kinder werden von jungen Menschen eingegangen, während die Vermutung nahe liegt, dass es sich bei kinderlosen Ehepaaren mit einem mittleren Alter von über 60 Jahren um Rentnerpaare handelt, deren Kinder eventuell außerhalb des Haushalts leben. Andere Lebensformen wie insbesondere die Einpersonenhaushalte weisen eine enorme Altersspanne auf: Sowohl junge Menschen als auch ältere – überwiegend vermutlich verwitwete Frauen – befinden sich in dieser Lebensform.

Eine Kohortenanalyse, die für die Jahrgänge 1919-21, 1929-31, 1939-41, 1949-51, 1959-61, 1969-71 und 1979-81 für Ost- und Westdeutschland getrennt durchgeführt wurde, macht deutlich, dass die Höhe der Entropie je nach Alter variiert, wobei der Verlauf von Kohorte zu Kohorte relativ ähnlich ist (Abb. 1): Im Alter von 20 Jahren ist die Entropie am geringsten; ein Großteil der Befragten lebt noch im Haushalt der Eltern. Mit 30 Jahren steigt die Entropie stark an, sinkt anschließend leicht ab, um dann, mit 50 und 60 Jahren, wieder anzusteigen. Im hohen Alter, mit 70 und 80 Jahren, ist die Entropie wieder deutlich geringer. Häufig sind hierbei die Entropiewerte der jüngeren Kohorten höher als die der älteren. Da sich dieser Trend nicht für alle Alterspunkte durchsetzt, lässt sich hieraus allerdings nicht ableiten, dass die Vielfalt im Allgemeinen bei den kommenden Generationen zunehmen wird.

Die bei der Unterteilung nach Altersgruppen ermittelte Zweigipfligkeit der Entropie ist von besonderem Interesse, da diese Maximalwerte der Vielfalt miteinander in Verbindung stehen. Zwischen 20 und 30 Jahren gründet die Mehrheit der Bevölkerung einen eigenen Haushalt. Dieser neue Haushalt kann eine WG, eine Wohnung allein oder mit dem Partner, aber auch ein Haushalt mit Kindern sein. Der Auszug aus dem Elternhaus bringt es aber mit sich, dass sich die Lebensform der Eltern in einen kinderlosen Haushalt wandeln kann. Dass die Vielfalt der Lebensformen damit in diesen beiden Zeitpunkten des Lebens besonders hoch ist, erscheint einleuchtend.

In den neuen Bundesländern gibt es allerdings eine bemerkenswerte Besonderheit: Die Kohorte der um 1960 Geborenen hat ihre geringsten Entropiewerte mit 30 Jahren. Erst mit 40 und 50 Jahren steigen die Werte an. Diese erstaunlich geringe Vielfalt der Lebensformen in dem Alter, das üblicherweise von vielen Lebensform-

Abb. 1: Vielfalt der Lebensformen in Westdeutschland/Ostdeutschland, Kohorten 1919-21 bis 1979-81



Quelle: ALLBUS, kumuliert 1980-2008, ALLBUS 2010, eigene Berechnungen. Verwendet wurden die Jahre 1980 (nur Westdeutschland), 1991, 2000 und 2010. Die Fallzahl der Kohorten 1919-21 war im Jahr 2010 zu gering.

wechseln, neuen Lebensformen und damit der größten Vielfalt gekennzeichnet ist, kann auf einen Periodeneffekt zurückgeführt werden. Zum Zeitpunkt der Wende hatte diese Kohorte offensichtlich die traditionellen DDR-Muster einer recht frühen Heirat derart verinnerlicht, dass sich von ihr knapp die Hälfte in der Lebensform „Ehe, Kinder, beide erwerbstätig“ befand und neue Lebensformen eher die Ausnahme bildeten. Die schwache Wechselbereitschaft der Lebensform lässt sich etwa auch in dem Einbruch von Scheidungsquoten ostdeutscher Bürger um die Zeit der Wiedervereinigung ablesen (*Statistisches Bundesamt* 2011: 31).

Für die anderen Kohorten zeigt sich dieser Wendeeffekt nicht, da sie sich zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung entweder in einem Alter befanden, das ohnehin mit geringen Entropiewerten einhergeht (wie die Kohorten um 1970 oder 1920), oder aber weil sie in einem Alter waren, dessen Lebensformwechsel meist nicht im engeren Sinne als freiwillig bezeichnet werden kann, wie der Auszug des letzten Kindes oder der Tod des Partners (Kohorte 1930).

5 Zusammenfassung und Diskussion

Ziel dieser Studie war es, das Ausmaß der Pluralisierung der Lebensformen in West- und Ostdeutschland zu bestimmen, wobei es darum ging, einen möglichen Trend festzustellen. Die Pluralisierung der Lebensformen wurde auf zweierlei Weise untersucht. Zum einen wurden auf *Haushaltsebene* mit den Mikrozensus der Jahre 1972, 1996, 2000 und 2007 Lebensformen nach Familienstand und Generationenanzahl innerhalb eines Haushalts unterschieden. Zum anderen wurde auf *Personenebene* mit den ALLBUS-Daten der Jahre 1980/82 bis 2008/10 eine Lebensformklassifikation herangezogen, die zusätzlich das Kriterium der Erwerbstätigkeit von Mann und Frau berücksichtigte. Generell ist zu beachten, dass beim Wechsel von der Haushalts- auf die Personenebene die Anteile der Einpersonenhaushalte stark abgesenkt werden, diejenigen der Mehrpersonenhaushalte aber mehr Gewicht bekommen. Folgende Schlüsselergebnisse können festgehalten werden:

Auf *Haushaltsebene* ist in Westdeutschland die Pluralität der Lebensformen zwischen den 1970er und 1990er Jahren leicht angestiegen, seitdem hat sie sich kaum noch verändert. Im Zuge dieser Entwicklung wurde allerdings die Dominanz einer Lebensform – Ehepaare mit Kindern – durch die Dominanz einer anderen Lebensform – Einpersonenhaushalte – abgelöst. Letztere stellen mittlerweile insgesamt knapp 40 % aller Haushalte in Westdeutschland. Betrachtet man die Lebensformen ohne und mit Kindern getrennt, so ergibt sich jedoch ein anderes Bild. Zwar hat auch im Bereich der Eingenerationenhaushalte die Vielfalt seit Mitte der 1990er Jahre kaum zugenommen, allerdings ist der familiäre Bereich, also Haushalte mit Kindern, zwischen den Jahren 2000 und 2007 deutlich vielfältiger geworden. Diese Entwicklung ist ebenfalls eine Folge davon, dass Ehen mit Kindern seltener geworden sind; parallel dazu haben sich die nichtehelichen Lebensgemeinschaften und die Alleinerziehenden weiter verbreitet.

In Ostdeutschland hat die Vielfalt der Lebensformen insgesamt seit Mitte der 1990er Jahre sogar leicht abgenommen. Aber auch hier ergeben sich bei den Le-

bensformen ohne und mit Kindern unterschiedliche Entwicklungen. Während bei den Eingenerationenhaushalten die Verbreitung der Ehepaare ohne Kinder ab-, diejenige der Einpersonenhaushalte aber zugenommen hat, und sich die Vielfalt der Lebensformen dadurch kaum verändert hat, beobachtet man bei den Zweigenerationenhaushalten – wie in Westdeutschland – eine prägnante Pluralisierung. Diese wird bedingt durch einen immensen Rückgang der Ehe mit Kindern und einen starken Anstieg Alleinerziehender und nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kind. Ehen mit Kindern stellten in Ostdeutschland im Jahr 2007 nur noch 17 % aller Haushalte, während dies in Westdeutschland zum selben Zeitpunkt immerhin noch 22 % waren.

Bei der Untersuchung auf *Personenebene* – hier wurden 26 Lebensformen unterschieden – zeigt sich in West- und in Ostdeutschland ein leichter, aber kontinuierlicher Trend einer zunehmenden Pluralisierung. Besonders auffällig ist der Rückgang von Partnerschaften und Ehen (mit und ohne Kinder), bei denen der Mann der Alleinverdiener ist. Vor allem zugenommen haben die kinderlosen Ehen, bei denen Mann und Frau nicht erwerbstätig sind; also vor allem Ehen von Rentnern. Bei nichtehelichen Partnerschaften und Ehen verzeichnet die Doppelerwerbstätigkeit ebenfalls einen Anstieg, ebenso Lebensformen, bei denen nur die Frau erwerbstätig ist. Der starke Bedeutungsverlust der Lebensform Ehe mit Kindern und männlichem Alleinverdiener hat wesentlichen Anteil daran, dass immer weniger Personen mit Kindern zusammenleben. Dieser Rückgang wird nicht durch einen Anstieg anderer Lebensformen mit Kindern kompensiert. Die feine Klassifikation von Lebensformen auf der Personenebene hat zur Folge, dass der relative Anteil von Personen in den einzelnen Lebensformen häufig niedrig ist. So gibt es nur drei Lebensformen, in denen über 10 % der Befragten leben: kinderlose Ehen, bei denen beide Partner nicht erwerbstätig sind, Ehen mit Kindern und einem alleinverdienenden Mann (nur Westdeutschland), Ehen mit Kindern und einer Doppelerwerbstätigkeit. Einpersonenhaushalte von nicht erwerbstätigen Frauen bewegen sich knapp unter der 10 %-Grenze, ebenso die kinderlosen Ehen, in denen beide Partner erwerbstätig sind (nur Ostdeutschland). Alle anderen Lebensformen kommen immer noch relativ selten vor, wenn sich auch ihr Anteil in den letzten Jahrzehnten deutlich erhöht hat.

Die Kohortenanalyse zeigte überdies, dass die Heterogenität der Lebensformen nach Alter und Kohortenzugehörigkeit in den beiden deutschen Landesteilen sehr ähnlich ist. Auffällig war eine Zweigipfligkeit, die sich in einer besonders hohen Entropie bei den etwa 30-Jährigen und 60-Jährigen ausdrückt. Für die relativ hohe Heterogenität der beiden Altersgruppen ist verantwortlich, dass in diesen Altersspannen häufig bestimmte Lebensformwechsel stattfinden: in der jüngeren Altersgruppe der Wechsel in die nichteheliche Lebensgemeinschaft, den Einpersonenhaushalt oder in die Ehe und in der älteren Altersgruppe der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus und damit der Übergang ins „leere Nest“. Weder in Ost- noch in Westdeutschland lagen die Entropiewerte der jüngeren Kohorten durchgängig über denen der älteren Altersgruppen. Daraus lässt sich also keine Tendenz zu einer steigenden Heterogenität in der Zukunft erkennen. In den neuen Bundesländern soll noch auf eine Besonderheit hingewiesen werden: Lediglich für die 1960er Kohorten ließ sich ein Wendeeffekt erkennen, der sich darin zeigte, dass die Kohorte – ob-

wohl sie sich bei der Wiedervereinigung in dem Alter befand, das üblicherweise die höchsten Entropiewerte mit sich bringt – nur eine geringe Vielfalt der Lebensformen aufweist. Diese Gruppe war vielmehr überwiegend bereits verheiratet und hatte Kinder, neue Lebensformen waren kaum vorhanden.

Die Ergebnisse machen deutlich, dass es immer weniger Personen in Lebensformen gibt, in denen eine Sozialisation von Kindern stattfindet. Dagegen hat das partnerschaftliche Leben ohne Kinder zugenommen, ebenso das Alleinleben. Dabei darf nicht unterstellt werden, die Individuen würden ihre Lebensform durchgängig „frei“ wählen. So kann die Familiengründung ausbleiben, weil der geeignete Partner fehlt, mit dem dieses möglich erscheint. Individuen sind auch deshalb nicht immer in der Lage, frei über ihre Art der Lebensform zu entscheiden, wie dies etwa von manchen Interpreten der Individualisierungs- und auch der Postmaterialismustheorie unterstellt wird, weil der Lebensformwechsel einer Person auch häufig dadurch entsteht, dass andere Mitglieder des Haushalts diesen verlassen (Auszug aus dem Elternhaus, Trennung, Tod) oder beispielsweise ihren Erwerbsstatus wechseln oder wechseln müssen.

Die Befunde zur Pluralisierung der Lebensformen weisen selbst eine Vielfalt auf, die darauf zurückgeht, dass sie von der gewählten Klassifikation der Lebensformen abhängen und obendrein auf der Ebene von Haushalten anders ausfallen können als auf der Ebene von Personen. Die Lebensformdefinition wurde in dieser Untersuchung an die Grenzen des Haushalts gebunden, wodurch Beziehungsgefüge außerhalb des Haushalts (etwa das „living apart together“, das etwa 6 % aller Lebensformen ausmacht (Schneider/Ruckdeschel 2003: 249), oder Kinder, die von einem Elternteil getrennt leben) vernachlässigt wurden. Dies hat zur Folge, dass die Höhe der Pluralität tendenziell unterschätzt wird. Dennoch ist eine derartige Lebensformdefinition gerechtfertigt, da der Haushalt als gemeinsam wirtschaftende Einheit einen klaren Rahmen darstellt, welcher die einzelnen Haushaltsmitglieder ohnehin in eine gewisse Abhängigkeit zueinander stellt und damit eine eindeutige Zuordnung zu einer Lebensform gewährleisten kann.

Eine weitere Problematik bei der Interpretation einer möglichen Pluralisierung der Lebensformen ist, dass die statistischen Maße der Vielfalt nichts darüber aussagen, welche Lebensform mit welchem Anteil in die Verteilung eingeht. Dadurch kann das Maß für die Vielfalt konstant bleiben, obwohl Verschiebungen in der relativen Verbreitung einzelner Lebensformen stattgefunden haben. Hier besteht einerseits weiterer konzeptioneller und methodischer Forschungsbedarf, andererseits können die hier vorgelegten Ergebnisse auch zu einer Präzisierung der Pluralisierungsdebatte in dem Maße beitragen, als dass sie die älteren Arbeiten von Wagner *et al.* (2001) weitgehend bestätigen: Die Vielfalt der Lebensformen innerhalb eines Haushalts steigt tendenziell über die Zeit an. Auf Haushaltsebene allerdings ist die Unterscheidung in Ein- und Zweigenerationenhaushalte unabdingbar, da nur durch sie deutlich wird, in welcher Form sich die Veränderungen des familialen Sektors auf der Makroebene niederschlagen.

Trotz einer gewissen Uneinheitlichkeit der Befunde zur Pluralisierung der Lebensformen wird man sagen können, dass sich unkonventionelle Lebensformen bis in die jüngste Gegenwart weiter verbreiten und Differenzierungstheorien sowie

die These von der Deinstitutionalisierung der Ehe ihre Berechtigung haben. Wenn auch die männliche Versorgungsehe weitgehend an Bedeutung verloren hat, so steht dem kein prägnanter Zuwachs an Lebensformen gegenüber, in denen beide Partner erwerbstätig sind oder die Frau die Alleinverdienerin ist. Insofern haben Veränderungen in den Bildungs- und Erwerbchancen der Frauen wohl die Heiratsneigung und die Familiengründung beeinflusst, aber nicht dazu geführt, dass immer mehr Personen in einer Partnerschaft oder Ehe leben, in der es eine „unkonventionelle“ Aufteilung der Erwerbsarbeit gibt.

Literatur

- Amato, Paul R. et al.* 2007: *Alone Together. How Marriage in America Is Changing*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Beck, Ulrich* 1983: Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: *Kreckel, Reinhard* (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Schwartz: 35-74.
- Brüderl, Josef* 2004: Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 19: 3-10.
- Brüderl, Josef; Klein, Thomas* 2003: Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland, 1960-2000. In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske+Budrich: 189-217.
- Coulter, Philip B.* 1989: *Measuring Inequality: A Methodological Handbook*. Boulder: Westview Press.
- Crouch, Colin* 2004: *Social Change in Western Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Diewald, Martin; Wehner, Sigrid* 1996: Verbreitung und Wechsel von Lebensformen im jüngeren Erwachsenenalter – Der Zeitraum von 1984 bis 1993. In: *Zapf, Wolfgang; Schupp, Jürgen; Habich, Roland* (Hrsg.): *Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt*. Frankfurt/New York: Campus: 125-146.
- Dorbritz, Jürgen* 2004: Demographisches Wissen, Einstellungen zum demographischen Wandel und Ursachen des Geburtenrückgangs. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 29,3-4: 329-361.
- Dorbritz, Jürgen* 2010: Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell* 31: 11-16.
- Engstler, Heribert* 1998: *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Brühl: Chudeck.
- Engstler, Heribert; Menning, Sonja* 2003: *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland*. Erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt. Berlin.
- Engstler, Heribert; Tesch-Römer, Clemens* 2010: *Lebensformen und Partnerschaft*. In: *Motel-Klingebiel, Andreas; Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens* (Hrsg.): *Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS)*. Stuttgart: Kohlhammer: 163-187.

- Esping-Andersen, Gøsta* 2009: *The Incomplete Revolution. Adapting to Women's New Roles*. Cambridge: polity.
- Franzmann, Gabriele; Wagner, Michael* 1999: Heterogenitätsindizes zur Messung der Pluralität von Lebensformen und ihre Berechnung in SPSS. In: *ZA-Information* 44: 75-95.
- GESIS* 2010: Allgemeine Informationen zum ALLBUS [<http://www.gesis.org/dienstleistungen/daten/umfragedaten/allbus/allgemeine-informationen/>, 25.01.2011].
- Heidenreich, Hans-Joachim; Nöthen, Manuela* 2002: Der Wandel der Lebensformen im Spiegel des Mikrozensus. In: *Wirtschaft und Statistik* 1: 26-38.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes* 1999: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften – theoretische Aspekte zur Wahl von Lebensformen. In: *Klein, Thomas; Lauterbach, Wolfgang* (Hrsg.): *Nichteheleiche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*. Opladen: Leske+Budrich: 11-35.
- Holzem, Andreas; Weber, Ines* 2008: *Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt*. Paderborn: Schöningh.
- Höhn, Charlotte; Dorbritz, Jürgen* 1995: Zwischen Individualisierung und Institutionalisierung – Familiendemographische Trends im vereinten Deutschland. In: *Nauck, Bernhard; Onnen-Isemann, Corinna* (Hrsg.): *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*. Neuwied: Luchterhand: 149-174.
- Huinink, Johannes; Konietzka, Dirk* 2003: Lebensformen und Familiengründung. Nichteheleiche Elternschaft in Ost- und Westdeutschland in den 1990er Jahren. In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): *Partnerschaften und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske+Budrich: 65-93.
- Huinink, Johannes; Wagner, Michael* 1998: Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensformen. In: *Friedrichs, Jürgen* (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske+Budrich: 85-106.
- Kaufmann, Franz-Xaver* 1988: Familie und Modernität. In: *Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspau, Michael* (Hrsg.): *Die „postmoderne“ Familie: familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag: 391-416.
- Kaufmann, Franz-Xaver* 1995: *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*. München: Beck.
- Klein, Thomas* 1999: Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51,3: 469-490.
- Klein, Thomas* 2005: *Sozialstrukturanalyse. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt.
- Lengerer, Andrea* 2011: *Partnerlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lengerer, Andrea; Hanßen, Andrea; Bohr, Jeanette* 2007: Familiensoziologische Analysepotenziale des Mikrozensus. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 19: 186-209.
- Liebertson, Stanley* 1969: Measuring Population Diversity. In: *American Sociological Review* 34: 850-862.
- Lüscher, Kurt* 1985: Moderne familiäre Lebensformen als Herausforderung der Soziologie. In: *Lutz, Burkart* (Hrsg.): *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984*. Frankfurt/New York: Campus: 110-127.

- Marbach, Jan H.* 2003: Familiäre Lebensformen im Wandel. In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): Partnerschaften und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Opladen: Leske+Budrich: 141-187.
- Meyer, Thomas* 1992: Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meyer, Thomas* 1993: Der Monopolverlust der Familie. Vom Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45: 23-40.
- Meyer, Sibylle; Schulze, Eva* 1983: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften – Alternativen zur Ehe? Eine internationale Datenübersicht. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35: 735-754.
- Nave-Herz, Rosemarie* 1999: Die nichteheliche Lebensgemeinschaft als Beispiel gesellschaftlicher Differenzierung. In: *Klein, Thomas; Lauterbach, Wolfgang* (Hrsg.): Nichteheleiche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen. Opladen: Leske+Budrich: 37-59.
- Niemeyer, Frank; Voit, Hermann* 1995: Lebensformen der Bevölkerung 1993. *Wirtschaft und Statistik* 6: 437-445.
- Nöthen, Manuela* 2005: Von der „traditionellen Familie“ zu den „neuen Lebensformen“. In: *Wirtschaft und Statistik* 1: 25-40.
- Peet, Robert K.* 1974: The Measurement of Species Diversity. In: *Annuals Review of Ecology and Systematics* 5: 285-307.
- Peuckert, Rüdiger* 2008: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schimank, Uwe* 2000: Theorien gesellschaftlicher Differenzierung, 2. Auflage. Opladen: Leske+Budrich.
- Schneider, Norbert F.; Ruckdeschel, Kerstin* 2003: Partnerschaften mit zwei Haushalten: Eine moderne Lebensform zwischen Partnerschaftsideal und beruflichen Erfordernissen. In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Opladen: Leske+Budrich: 245-258.
- Statistisches Bundesamt* (Hrsg.) 2010: Datenhandbuch zum Mikrozensus Scientific Use File 2007. Bonn.
- Statistisches Bundesamt* (Hrsg.) 2011: Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Strohmeier, Klaus Peter* 1993: Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 17: 11-22.
- Tyrell, Hartmann* 1979: Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: *Pross, Helge* (Hrsg.): Familie wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familien in hochindustrialisierten Gesellschaften. Reinbek: Rowohlt: 13-77.
- Tyrell, Hartmann* 1988: Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: *Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspaun, Michael* (Hrsg.): Die postmoderne Familie. Konstanz: Universitätsverlag: 145-156.
- Wagner, Michael* 2008: Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen. In: *Schneider, Norbert F.* (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 99-120.
- Wagner, Michael; Franzmann, Gabriele* 2000: Die Pluralisierung der Lebensformen. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 25: 151-173.

Wagner, Michael; Franzmann, Gabriele; Stauder, Johannes 2001: Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen. In: Zeitschrift für Familienforschung 13: 52-73.

Zapf, Wolfgang et al. 1987: Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München: Beck.

Eine Übersetzung dieses begutachteten und von den Autoren autorisierten deutschen Originaltextes durch das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung ist unter dem Titel „The Pluralisation of Living Arrangements – A Continuous Trend?“, DOI 10.12765/CPoS-2014-03en bzw. URN urn:nbn:de:bib-cpos-2014-03en9, auf <http://www.comparativepopulationstudies.de> verfügbar.

Eingegangen am: 29.07.2011

Angenommen am: 08.02.2013

Prof. Dr. Michael Wagner (✉). Universität zu Köln, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie (ISS). Köln, Deutschland. E-Mail: mwagner@wiso.uni-koeln.de
URL: <http://www.iss-wiso.uni-koeln.de/wagner.html>

Isabel Valdés Cifuentes. Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Sozialökonomie. Hamburg, Deutschland.
E-Mail: Isabel.ValdesCifuentes@wiso.uni-hamburg.de
URL: <http://www.wiso.uni-hamburg.de/professuren/sozialer-wandel/team/wissenschaftliche-mitarbeiterinnen/isabel-valdes-cifuentes/>

Anhang**Tab. A1:** Vielfalt der Lebensformen auf Personenebene (Westdeutschland) – ALLBUS und Mikrozensus im Vergleich

Lebensform	ALLBUS 2008	Mikrozensus 2007
Ehe ohne Kinder	34,4	33,1
NEL ¹ ohne Kinder	5,1	5,5
Einpersonenhaushalt	22,2	27,0
Ehe mit Kindern	31,1	28,5
NEL mit Kindern	2,0	1,9
Alleinerziehend	5,2	4,0
Gesamt	100	100
Entropie (Max 2,59)	2,09	2,08
Entropie, standardisiert	0,81	0,80

¹ NEL= nichteheliche Lebensgemeinschaft

Quelle: eigene Berechnungen nach kumuliertem ALLBUS 1980-2008 bzw. Mikrozensus 2007

Comparative Population Studies

www.comparativepopulationstudies.de

ISSN: 1869-8980 (Print) – 1869-8999 (Internet)

Published by / Herausgegeben von

Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Federal Institute for Population Research
D-65180 Wiesbaden / Germany

Managing Editor /

Verantwortlicher Redakteur

Frank Swiaczny

Assistant Managing Editor /

Stellvertretende Redakteurin

Katrin Schiefer

Language & Copy Editor (English) /

Lektorat & Übersetzungen (englisch)

Amelie Franke

Copy Editor (German) /

Lektorat (deutsch)

Dr. Evelyn Grünheid

Layout / Satz

Beatriz Feiler-Fuchs

E-mail: cpos@bib.bund.de

Scientific Advisory Board /

Wissenschaftlicher Beirat

Paul Gans (Mannheim)

Johannes Huinink (Bremen)

Michaela Kreyenfeld (Berlin)

Marc Luy (Wien)

Clara H. Mulder (Groningen)

Notburga Ott (Bochum)

Peter Preisendörfer (Mainz)

Zsolt Spéder (Budapest)

Board of Reviewers / Gutachterbeirat

Martin Abraham (Erlangen)

Laura Bernardi (Lausanne)

Hansjörg Bucher (Bonn)

Claudia Diehl (Konstanz)

Andreas Diekmann (Zürich)

Gabriele Doblhammer-Reiter (Rostock)

E.-Jürgen Flöthmann (Bielefeld)

Alexia Fürnkranz-Prskawetz (Wien)

Beat Fux (Zürich)

Joshua Goldstein (Rostock)

Karsten Hank (Köln)

Sonja Haug (Regensburg)

Aart C. Liefbroer (Den Haag)

Kurt Lüscher (Konstanz)

Dimiter Philipov (Wien)

Tomáš Sobotka (Wien)

Heike Trappe (Rostock)